



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

X. X.: Briefe aus der Kaiserstadt.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

weiter zu ersinnen weiß, als die Bertröstung auf Hinwegfall der Matrikularbeiträge und die alsdann zu verhoffenden Verwilligungen, wenn er bekennt, daß das seinen einzigen Hoffnungsblick in die Zukunft hinein ausmacht, dann bleibt demjenigen, der von der Nothlage der Universität geredet hat, nur übrig, für die künftige Unterstützung herzlichen Dank abzustatten.

Auf etwaige weitere Entgegnungen werde ich nur antworten, wenn sie durch den Namen des Verfassers gedeckt sind.

W. Endemann.

Damit erklären wir die Acten für geschlossen.

D. Red.

## Briefe aus der Kaiserstadt.

Berlin, 4. Oktober.

Man hat Mühe, sein Berlin wiederzuerkennen, wenn man dormalen aus der Sommerfrische zurückkehrt. Die Leipzigerstraße gleich am Anfang gesperrt, von baumhohem Erdwall bedeckt — was soll das bedeuten? fragt sich sinnend der vom Potsdamer Bahnhof kommende Wanderer, bis er inne wird, daß mit der Canalisation nun wirklich Ernst gemacht wird. „Wäre sie nur erst vollendet!“ hat sicherlich Mancher in den letzten Wochen geseufzt; denn die verspätete Hundstagshitze dieser Zeit hatte unseren skandalösen Kinnsteinen nochmals alle Wohlgerüche Arabiens entlockt. Gar mancher der Heimkehrenden hätte wohl am liebsten sofort wieder Kehrt gemacht. Aber wer nichts versäumen will, muß es doch über sich gewinnen und da bleiben. Ist ja doch die „Saison“ bereits in vollem Zuge! Schon am 6. September hat sie begonnen; denn an diesem Tage wurde die Kunstausstellung der Kgl. Akademie der Künste eröffnet. Sie ist noch heute das Ereigniß des Tages und wird es bis zum 1. November bleiben. Kommen wir also später auf sie zurück; nach erst einmaligem Besuch geht Einem die reiche Fülle des Gesehenen nur wie ein Mühlrad im Kopf herum. Für heute ein Blick in die hauptstädtische Theaterwelt!

Erfreulicherweise ist diesmal vom Kgl. Schauspielhause eine respectable That zu verzeichnen, die Aufführung von Hebbel's „Herodes und Marianne“. Es gehört einiger Muth dazu, diese in des Wortes vollster Bedeutung entsetzliche Tragödie auf die Bretter zu bringen. Kaum ist ein Drama denkbar, welches an die Ausdauer der Spieler wie der Zuschauer größere Anforderungen stellte, als dieses. Vom ersten Augenblicke an liegt der tragische Conflict zwischen den beiden Gatten in seiner ganzen Unversöhnlichkeit vor uns; vom ersten Augenblicke an drückt uns die traurige Gewißheit: da ist kein Ausweg

Grenzboten IV. 1874.

mehr. Ob zwischen Herodes, dem tyrannischen Emporkömmling, der Creatur der Römer, und dem Sproß vom alten königlichen Stamm, der stolzen Makkabäerin Marianne jemals ein Verhältniß gegenseitiger wahrhaftiger Liebe bestehen konnte, ist ein psychologisches Problem, über welches sich streiten ließe. Hebbel setzt ein solches Verhältniß als thatsächlich vorhanden gewesen voraus und wir müssen uns darein finden. Das aber ist kein Zweifel: nachdem Herodes der Gattin den Bruder hat ermorden lassen, ist die Möglichkeit eines glücklichen Zusammenlebens auf immer zerstört. Und so ist die Lage am Beginn des Stückes. Daß diese Menschen zu Grunde gehen müssen, ist von vornherein ausgemacht; mit einer gewissen Resignation beschränkt sich unsere Neugier darauf, zu erfahren, wie sie zu Grunde gehen. Der Gang der Handlung ist träge; noch schlimmer, das Motiv, welches den Conflict auf die Spitze treibt, wiederholt sich in voller Breite. Der letzte Act wird in bedenklichster Weise zerrissen. Eben ist Marianne zum Tode gegangen; die Zeugen der Hinrichtung sind noch nicht zurück, den Ausgang zu melden. In diesem gräßlichen Augenblicke erscheinen plötzlich „die drei Könige aus dem Morgenlande“, lebhaftig jene halb ehrwürdigen, halb komischen Gestalten, wie wir sie als Kinder in den Wachsfigurenbuden gesehen, selbstverständlich nicht ohne ein Trompetercorps und eine pompöse Garnitur von Dienern! Freilich ist es ein großartiger Gedanke, den edomitischen Parvenu, in dem Momente, da er das alte Königshaus bis auf den Grund ausgerottet hat, durch die Kunde von dem neuen König der Könige niederzuschmettern. Aber die Weise, wie dies hier geschieht, ist dramatisch unhaltbar; auf dieser äußersten Höhe verträgt die Handlung keine Episode mehr; auch passen die durch und durch mythischen Figuren nicht in diese reale Welt von, bei Licht besehen, sehr modernen Menschen. Auf Herodes freilich muß der Vorgang einen Eindruck machen, der in Verbindung mit der unmittelbar darauf folgenden Gewißheit, daß Marianne unschuldig hingerichtet worden, einen Ausbruch von Raserei vollauf begreiflich macht. Der Zuschauer aber wird die Störung nicht mehr überwinden. Dazu gesellt sich ein ganz unbefriedigender Schluß. In seinem Wahnsinn befiehlt Herodes den allgemeinen Kindermord in Bethlehem; dann bricht er zusammen. Ob er stirbt oder ob er weiter wüthet, bleibt ungewiß. Ohne Zweifel hat der Dichter den Zuschauer durch die verheißungsvolle Perspective in das auf den Trümmern des jüdischen Staates sich erhebende neue Reich Gottes über trübe Meditationen hinweghelfen wollen; aber die verfehlte Einschlebung dieser Perspective läßt ihn diesen Zweck nicht erreichen. Und so verlassen wir das Haus ohne jenen harmonischen Eindruck, den jede echte Tragödie nach der „Läuterung der Leidenschaften“ im Gemüthe des Hörers zurücklassen soll.

Vom Standpunkte der dramatischen Architektur ist also das Hebbel'sche

Stück vollkommen verfehlt; nicht so vom Standpunkte der psychologischen Wahrheit. Was der Dichter hier gezeichnet hat, ist einfach jenes tragische Phänomen, wie zwei miteinander zerfallene Ehegatten, obgleich sie die Unmöglichkeit einer Wiederveröhnung ahnen, dennoch nicht von einander lassen können und in langsamer Marter sich gegenseitig verderben. Wie oft wird von dem einen Theil der ehrliche Anlauf genommen, an das alte liebende Herz des anderen Theiles zu appelliren! Sofort aber beginnen Stolz, Trotz und Mißtrauen ihre Wirkung, die Anwandlung warmen Gefühls wandelt sich in kalte Dialektik, erst wie feine Nadeln, dann wie derbe Pfeile fliegen die Worte herüber und hinüber und die Scene endet mit vollständigem Bruch. Das ist keine „Lüstelei“, wie man Hebbel vorgeworfen hat, das ist brutale Wahrheit! Auch in den einzelnen Handlungen der Personen liegt nichts Naturwidriges. Herodes' Liebe zu Mariannen beruht auf dem nacktesten Egoismus. Ist es da, bei seiner zügellosen Leidenschaftlichkeit, nicht ganz erklärlich, daß ihm der Gedanke, die schöne Makkabäerin könne im Falle seines plötzlichen Todes einem Anderen die Hand reichen, unerträglich ist? Und da einmal das Mißtrauen in ihm rege geworden, entspricht es nicht ganz diesem gewaltthätigen Charakter, wenn er in die Todesgefahr die Gewißheit mitnehmen will, daß, sollte er sterben, sein Weib ermordet wird, wenn es sich nicht alsbald freiwillig den Tod gegeben? Weniger selbstverständlich scheint Mariannens Handlungsweise. Doch auch hier entdecke ich kein Vergehen gegen die psychologische Wahrscheinlichkeit. Was sie an Herodes fesselt, ist der kühne Mannesmuth, der helle Geist und der hochherzige Sinn, der unter der Hülle tyrannischer Rohheit verborgen liegt. Mit solch dämonischer Gewalt hat der Zauber sie erfaßt, daß ein Leben ohne Liebe zu ihm ihr kein Leben mehr dünkt. Darum ist es möglich, daß die sophistische Rechtfertigung für den Mord ihres Bruders bei ihr versagen, ja daß sie auch nach der furchtbarsten Kränkung noch einmal neue Hoffnung schöpfen kann. Es ist jener Hang zur Selbsttäuschung, welchem die menschliche Natur in den verzweifeltsten Lagen so gern nachgiebt. Erst als sie sich zum zweiten Male unter das Schwert gestellt sieht, ist ihr die letzte Möglichkeit der Hoffnung genommen, und nunmehr sucht sie den Tod. Nicht trotziger Stolz allein verhindert sie, sich von dem grundlosen Verdacht der Treulosigkeit zu reinigen, sondern mehr noch die Einsicht, daß glückliche Liebe zwischen ihr und Herodes nie mehr bestehen kann. Darum will und muß sie sterben. Ich sehe nicht, worin es dieser psychologischen Entwicklung an Correctheit gebrähe. — Auch dem Vorwurf, daß das Stück der eigentlich ergreifenden Momente entbehre, kann ich nicht beistimmen. Ist es nicht eine tief erschütternde Scene, wenn wir das unglückliche Weib den Zorn über die erlittene Schmach durch die Liebe überwinden und noch einmal sich in süße Hoffnung einwiegen sehen in dem-

selben Augenblicke, wo wir die volle Gewißheit erlangen, daß diese zwei Menschen sich niemals wieder verstehen werden? Und so ist die Lage am Schluß des dritten Actes. Marianne hat der Entrüstung über die Schande, welche der Gatte ihr zugefügt, als er sie unter das Schwert stellte, freien Lauf gelassen. Nun, da sie ihn zerknirscht sieht, geht ihr die beseligende Hoffnung auf, daß er sein Unrecht begreife und bereue, und daß sich noch Alles zum Guten wenden könne. Wir aber wissen, daß er gar keine Empfindung hat von der verübten Unbill, sondern daß ihn allein der Argwohn erfüllt, Marianne habe das Geheimniß durch den Bruch der ehelichen Treue erkauft, und daß seine unbändige Eifersucht gerade in diesem Augenblicke den teuflischen Prüfungsplan erfinnt, der Alles vernichten muß.

Wahr ist allerdings, daß die Hebbel'sche Tragödie, trotz einzelner packender Situationen, trotz einer Fülle schöner und zum Theil origineller Gedanken, trotz einer kräftigen und edeln Sprache, nicht unsern ganzen Menschen erfaßt. Die handelnden Personen befinden sich schon beim ersten Auftreten sozusagen in einem so vorgeschrittenen Stadium von Verbissenheit, daß sie uns unmöglich noch volle Sympathie einflößen können. Der Gesamteindruck des Ganzen wird wohl am zutreffendsten als „interessant“ bezeichnet. Nichtsdestoweniger verdient die Leitung der königlichen Bühne für die Vorführung des Stückes aufrichtigen Dank. Nach meinem Geschmack ist es immer noch angenehmer, sich einen Abend lang von einem wahren Genie, sei es auch nur ein „Kraftgenie“, „foltern“ zu lassen, als in gewissen neumodischen „Lust-“ oder gar „Schauspielen“ die unmöglichsten Menschen und Verhältnisse an sich vorübergehen sehen und noch obendrein eine Fadaise über die andere mit in den Kauf nehmen zu müssen.

Auf die Aufführung war große Sorgfalt verwendet. In der glänzenden und historisch correcten Ausstattung werden wir wohl eine Wirkung des Gastspiels der Meininger erblicken dürfen. Was die Besetzung der Rollen anlangt, so muß jedoch eingestanden werden, daß für die Darstellung der Riesengestalten der Hebbel'schen Muse die Kräfte unseres Schauspielhauses nicht ausreichen. Am besten wurde noch Frau Erhardt ihrer Aufgabe als Marianne gerecht. Die Momente des kalten Trozes, der stolzen Erregung und der Entsagung wurden von ihr meisterhaft wiedergegeben; minder gut gelang das Anschlagen der weicheren Accente. Herr Ludwig verwandte auf den Herodes alle erdenkliche Mühe, aber er füllt die Rolle nicht aus, weder durch seine äußere Erscheinung, noch durch seine künstlerische Begabung. Namentlich das Geberdenspiel war, von dem constanten Rollen der Augen abgesehen, nichts weniger als der adäquate Ausdruck dieser sturmbewegten Seele. —

Mehr Aufsehen übrigens, als das vor 8 Tagen zum ersten Male über

die Bretter gegangene Trauerspiel, macht in diesem Augenblicke jedenfalls die neueste Feerie im Victoriatheater. So auf das Außerliche gerichtet ist in der That heutzutage der Geschmack unseres großen Publikums. Es ist kaum glaublich, was für haarsträubende Albernheiten die Besucher dieser Zauberstücke sich bieten lassen, wenn nur der Gesichtssinn mit recht derben Effecten befriedigt wird. Zum Glück ist aber an der Novität des Victoriatheaters ein ganz bedeutender Umschwung zum Besten zu constatiren. Das Sujet derselben ist das Märchen von den sieben Raben, in recht hübschen Versen bearbeitet von Emil Pohl und von G. Lehnhardt mit einer zwar nicht originellen, aber sehr ansprechenden und von launigen Melodien reichen Musik ausgestattet. Es gebricht dem Stücke nicht an drastischen und witzigen Momenten; aber es klebt an ihnen nichts von jener platten Gemeinheit und jener moralischen Unsauberkeit, worin sonst nur zu sehr das Charakteristische der Zauberposse beschlossen zu sein pflegt. Der ernste Grundton und der poetische Hauch des Märchens sind im Ganzen wohl bewahrt geblieben. Doch das Alles ist ja nur Beiwerk; die große Hauptsache ist die Scenerie, die decorative Ausstattung, und man wird zugeben müssen, daß das in dieser Richtung Geleistete an Geschmack und technischer Vollendung alles bisher in Berlin Gesehene weit hinter sich zurückläßt. Die Decorationen sind theilweise den Schwind'schen Fresken nachgebildet. Ein wahres Meisterstück ist Rosalinden's Schlafgemach. Der Glanzpunkt des Ganzen aber wird am Schluß des dritten Actes erreicht. Eben ist die arme Rosalinde von der hartherzigen Landgräfin Edwina zum Scheiterhaufen verurtheilt. Nun liegt sie, ohnmächtig hingefunken, in ihrem Kerker. Da spendet die gütige Fee ihr lieblichen Traum. Unter den Wunderklängen der Harfe senken sich Rosengewinde hernieder, immer dichter, überall und ohne Ende, sodaß die öde Gruft schier angefüllt ist von den lachenden Blumen und ein balsamischer Duft das ganze Haus durchweht. Dann wieder zertheilt sich allmählich der Rosenflor, weiter und weiter öffnet sich der Blick in wunderlichere Räume, immer deutlicher tritt aus schwindendem Nebel die unennbare Pracht des Feenreichs hervor, bis auch der letzte Wolfenschleier sich lüftet und aus krystallener Fluth in den Strahlen der aufgehenden Sonne die Feenkönigin emporsteigt. Die Wirkung dieses Schauspiels ist nicht zu beschreiben. Die vornehmsten Kritiker der Berliner Presse, welche einen Hebel wie einen Secundaner behandeln, sah ich wie beherzt mit den Händen arbeiten. Damit ist mehr als Alles gesagt. —

Unter den kleinen Bühnen scheint sich auch in diesem Winter wieder das Stadttheater durch besonderen Fleiß hervorthun zu wollen. Zwei, drei neue Stücke in jeder Woche — das ist ihm Spielerei. Daß es dabei mit dem Dialog immer recht glatt von Statten ginge, kann freilich nicht gesagt werden; im Ganzen aber schlägt man sich redlich durch. Das Stadttheater be-

sieht auch jetzt, nach einer ziemlich durchgreifenden Erneuerung seines Personals, immerhin einige tüchtige Kräfte und in der naiven Liebhaberin Frä. Both sogar eine nach gewissen Seiten hin vollendete Künstlerin. Aber auf ihren Schultern liegt auch Alles; in den Stücken wenigstens, die ich bisher ange- sehen, „Ein deutsches Mädchen im Elsaß“ von Rudolf Kneisel, „Rosa und Röschen“ von Charl. Birch-Pfeiffer und „Der Jesuit und sein Zögling“ von A. Schreiber, ist sie das Factotum. Namentlich in dem letzteren, sonst übri- gens sehr harmlosen und leidlich langweiligen Stücke entzückt sie als sieb- zehnjähriger Baron Carbonet durch frischen Humor und liebenswürdige Na- türlichkeit. Uebrigens ist das beste unter den genannten Lustspielen unbe- streitbar das Kneisel'sche, freilich ein Tendenzstück, aber zeitgemäß und, gut gespielt, sehr bühlenwirksam.

x. x.

### Max Wirth's Geschichte der Handelskrisen. \*)

Ein alter Professor des Römischen Rechts aus der Bekanntschaft des Referenten, der geneigt schien, sich auf den Kopf zu stellen, als die National- öconomie an einer gewissen Universität Deutschlands unter die obligatorischen Fachstudien der Juristen und unter die Disciplinen aufgenommen wurde, in denen männiglich beim ersten Examen geprüft werden sollte, pflegte in ver- traulichen Stunden das gelassene Wort auszusprechen: „Was heißt National- öconomie? Die Gesetze, die man darin zu erkennen glaubt, beruhen im gün- stigsten Falle auf Einbildung, oftmals auf Schwindel“ — er brauchte wirklich dieses harte Wort — „und practischen Nutzen kann niemand daraus ziehen?“

Ich weiß nicht, welches Mißgeschick den gelehrten Kenner der Digesten in ein so gespanntes Verhältniß zur Volkswirtschaftslehre versetzte. Daß sein Colleg nach wie vor von den Zwangsabonnetten spärlich besucht war, im Hörsaal des Nationalöconomen dagegen kein Apfel zur Erde fallen konnte, war jedenfalls keine Erklärung seiner harten Worte. Denn das war schon lange vor der academischen Hoffähigkeitserklärung der Nationalöconomie nicht anders gewesen; und diese Thatsache allein hätte schon sein Dictum widerlegt, „daß niemand practischen Nutzen aus ihr ziehe.“ Ja, wir jungen Juristen — ich gestehe es mit tiefem Erröthen — waren schon damals so unklassisch veranlagt, daß wir jeder Frage der Volkswirtschaftslehre mehr practischen Nutzen zutrauten, als den berühmtesten Examenfragen jenes ehrwürdigen Römischen Rechtslehrers, unter denen die berühmtesten lauteten: „Welche

\*) Geschichte der Handelskrisen von Max Wirth. Zweite vervollständigte und verbesserte Auflage. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer's Verlag 1874.